

Inge Lütt

Singen ist ein  
bisschen wie Sterben

Kriminalroman

Querverlag

*Dieses Buch erzählt eine fiktive Geschichte. Figuren, Institutionen und Handlung sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit Lebenden oder bereits Verstorbenen sind rein zufällig.*

Erste Auflage März 2024

Lektorat: Marc Lippuner

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag und grafische Realisierung von Sergio Vitale unter Verwendung eines Fotos von © pierluigi1956palazzi – Freepik.com.

Gesamtherstellung: Finidr  
ISBN 978-3-89656-340-8  
Printed in the Czech Republic

Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis an:  
Querverlag GmbH  
Akazienstraße 25, 10823 Berlin  
[www.querverlag.de](http://www.querverlag.de)

*Dieses Buch wurde für ML geschrieben.  
Alle anderen dürfen es aber auch lesen.*

## KAPITEL 1

*Ein Baron stirbt. Und das ist erst der Anfang.*

Normalerweise gehe ich gerne zu Einführungsmatineen. Aber gleich nach der Begrüßung zu erfahren, dass ich mir Illusionen gemacht hatte darüber, wer die Hauptperson im Foyer der Oper Erfurt sein würde, stellte doch eine der unangenehmeren Arten dar, den Sonntagmorgen zu beginnen. Selbst wenn es, streng genommen, nicht mehr Morgen war, sondern vom Dom her die Mittagsglocken läuteten.

„Du wirst dich amüsieren“, hatte die Meinige versprochen. Die Meinige? Das ist Swantje Mittersand, ihres Zeichens international gefeierte Mezzosopranistin und meine Lebensabschnittserheiterin. Sie ist recht gut „im Geschäft“, wie sie selbst sagt. Oft genug habe ich unser gemeinsames Haus in Arnstadt eine Woche oder noch länger für mich allein, weil Swantje auf Konzertreise ist oder in Proben steckt. Aber dieser Sommer verlief doch ein wenig anders. Zunächst war es ein Meisterkurs in Weimar, auf den ich sie begleitete und bei dem wir gegen Ende noch froher als ohnehin schon waren, einander zu haben.

Aber das war bereits Vergangenheit. Mittlerweile steckte mein lieber Schwan seit Wochen schon bis abends im nahen Erfurt, wegen eines Angebotes, zu dem sie nicht hatte Nein sagen können: Die Spielzeiteröffnungspremiere an der Oper als Rosenkavalier. Wer würde da bei entsprechender Begabung schon ablehnen? Die Zusage wusste sie jedoch seit der ersten Probe zu bereuen.

„Aber was soll ich machen?“, hatte sie geseufzt, „Octavian Maria Ehrenreich Ferdinand Hyazinth Graf von

Rofrano, von seinen Freunden Quin-Quin genannt, warum auch immer sie das tun, ist laut Textbuch ein junger Mann. Wenn ich den nicht bald singe, dann war's das mit der Rolle für mich.“

Ich hatte wohl reichlich verständnislos dreingesehen, denn Swantje ließ mich nicht lange auf eine Erklärung warten.

„Also, der Rosenkavalier. Der hat zwar einen langen Namen, aber laut Rollenprofil ist er gerade einmal siebzehn Jahre alt. Es ist also eine Frage der Glaubwürdigkeit.“

Meine Swantje ist, was ihre offizielle Biografie gerne verschweigt, nicht allzu weit von ihrem vierzigsten Geburtstag entfernt, und Ageismus ist auch in der Oper ein Thema. Zumindest, wenn es um Sängerinnen geht.

„Er ist siebzehn, ich bin es nicht. Und das schon eine ganze Weile nicht mehr. Der Baron Ochs, der ist ein spezieller Fall. Je älter der ist, umso besser.“

Wie vertraut sind Sie mit dem Standardopernrepertoire? Vorsichtshalber ein bisschen Hintergrund: Vor über einem Jahrhundert haben Richard Strauss und Hugo von Hofmannsthal diesen „Rosenkavalier“ in die Welt gesetzt. Der Plotkern besteht in einem ausgedachten Ritual, das der Hochadel eines sehr fiktiven alten Wiens – kein Wunder, dass 1911 die Uraufführung in Dresden an der königlich-sächsischen Hofoper stattfand und nicht etwa im kaiserlich-königlichen Österreich – zwecks Brautwerbung angeblich betreibt. Wenn mit dem Brautvater alles geklärt ist und das Fräulein Eventualbraut nun auch offiziell gefragt werden soll, darf ein Heiratswilliger von Stand nicht persönlich vorsprechen, sondern hat einen natürlich ebenfalls hochadligen Hilfwilligen vorzuschicken. Das ist der Rosenkavalier, der eine silberne Blume zu überreichen hat. In Abwesenheit des Erziehungsberechtigten. Nun ja. Halten wir davon, was wir wollen. Die

Aufgabe wird in der Oper nach einigem Hin und Her von diesem Octavian mit dem langen Namen übernommen.

Bevor er sich jedoch aufmacht, gibt es gleich zu Anfang der Oper eine Bettszene auf offener Bühne. Der Rosenkavalier in spe ist nämlich nicht nur jung, er hat auch eine Geliebte. Die ist allerdings nicht nur deutlich älter als er, sie ist auch verheiratet und das gründlich. Der Herr Gemahl ist verreist, er steckt irgendwo in den kroatischen Wäldern. Auf Bärenjagd. Nun gut, wenn man das jetzt so nennt ...

Jedenfalls, während die beiden noch nicht aufstehen mögen, kommt Besuch. Baron Ochs auf Lerchenau, ein polteriger, älterer Verwandter, will sich verheiraten und sucht nun seinen Brautwerber. Der junge Geliebte übernimmt und verliebt sich ebenso prompt wie unausweichlich in das für den Baron vorreservierte Fräulein. Also im Grunde business as usual, was Opernhandlungen betrifft, wenn sie nicht von Mord und Totschlag, Inzest und anderem Wahnsinn erzählen.

„Ich singe also den jungen Mann.“ Swantje hatte mit den Schultern gezuckt. „Und den Alten mimt der Freckenhagen.“

Der Sänger war zwar nicht in der Titelrolle besetzt, aber immerhin war er die Hauptperson. Fand er.

„Der Held der Geschichte, das bin im Grunde ich, der Baron Ochs auf Lerchenau. Gut, ein trauriger Held, ja, aber wo ich bin, ist wenigstens immer was los. Dieser Schmalspurjüngling Octavian, mit dem kann eine Sophie doch nicht glücklich werden! Wenn ich das schon höre, Quin-Quin! So nennen ihn seine Freunde? Wirklich, Quin-Quin?“

Das klang so affektiert Französisch, dass das Publikum automatisch zu lachen begann.

„Na, sag ich doch. Sophie? Die braucht einen Mann. Einen richtigen Kerl. Einen, der nicht wie ein Hirsch

oder Auerhahn nach dem Kalender forciert ist, sondern halt immer kann und mögen sowieso. Einen wie mich braucht sie. Keinen halbwüchsigen Knaben, der gerade die ersten Erfahrungen macht, und das auch noch bei der Frau Tante.“

Der Baron feixte. Baron? Immerhin, im bürgerlichen Leben war Oskar-Maria Freckenhagen sächsischer Kammer­sänger. Kurz vor der Wende hatte die DDR-Kultur­bürokratie ihn noch als verdienten Sänger des Volkes ausgezeichnet. Das war nicht nur mittlerweile über drei Jahrzehnte her, die Zeit hatte sich gegenüber dem inzwischen knapp 60-Jährigen seitdem nicht gerade milde be­tragen.

Anhand der Besetzungsliste hatte mir Swantje die Rol­len erklärt. „Der Freckenhagen? Der geht richtig auf als Baron. Kein Wunder. Was sollte er auch bei Wagner? In den „Meistersingern“, da verlangt der Hans Sachs soli­des Handwerk, das hat er zwar drauf, aber eben eher für komische Rollen. Den Stimmumfang bekäme er hin für Don Giovanni, aber da ist er nicht elegant genug und für Leporello ist er einfach nicht geschaffen. Dämonisch ist er vielleicht beim Frühstücksbuffet, aber den Holländer bietet ihm sowieso keiner an. Und Jochanaan, dazu ist er zu gemütlich. Den halb verhungerten Bußprediger kauft ihm niemand ab. „Sweeney Todd“ ist Musical, das kann er nicht, dafür bräuchte er mehr Flexibilität, als er jemals zu bieten hatte. Da hat er sich eben auf den Baron spezia­liert und jagt auch im wirklichen Leben alles, was nicht bei drei auf dem Baum ist.“

Zugegeben, der so gelegentliche wie diskrete Blick in den Opernführer meines Vertrauens ist mir längst zur Gewohnheit geworden. Aber Swantje war gerade in Fahrt gewesen.

„Zum Glück ist er eher ein Feigling. Da muss ich nur ein bisschen böse dreinschauen, schon fängt er an mit

,ich mein ja nur, war bloß ein Spaß‘ und dergleichen Gemurmel mehr. Ganz wie der Baron Ochs. Den hat der Freckenhagen wirklich verinnerlicht.“ Swantje hatte ge-seufzt. Dann erzählte sie ein paar Geschichten über den Sänger. So wusste ich also bereits vor der Einführung, dass er sehr gerne vor Publikum redete.

Den Auftritt hier im Foyer genoss er eindeutig. Die Pressesprecherin der Oper Erfurt ging jedoch nicht weiter auf ihn ein. Sie hatte diese Matinee seit Wochen vorbereitet. Eine richtig schöne Veranstaltung sollte es werden, Gespräche mit den Künstlern, der Regisseur würde seine Sicht auf die Handlung schildern, ein paar Gesangseinlagen, im Anschluss ein Umtrunk der Sponsoren mit dem Intendanten und sämtlichen Stars – sie wusste, auf was es ankam. Ein Ochs, der die Szene für sich beanspruchte und sich nicht begnügen wollte mit einem irgendwie schon charmanten Aus-der-Zeit-gefallen-Sein war es mit Sicherheit nicht. Mein Mitleid sparte ich mir dennoch für Swantje auf, der es immerhin gelang, zu Freckenhagens Einschätzung als Schmalspurjüngling keine Miene zu verziehen.

Die anderen Solistinnen auf der Bühne schienen ebenfalls nur mäßig amüsiert. Die Frau Tante, oder genauer, die Sopranistin, die diese Rolle übernommen hatte, trank lediglich einen Schluck Tee. Neben ihr saß Andreea Do-ina, die laut Besetzungszettel das Fräulein Braut singen würde. Die junge Rumänin war ein paar Tage bei uns gewesen, um abseits vom Probenbetrieb an den gemeinsamen Duetten zu arbeiten. Den Herrn Baron hatten sie und Swantje nicht hinzugebeten. Wie die anderen Beteiligten an dieser Produktion waren auch sie der Meinung, dass die im Probenplan vorgesehenen Interaktionen mit Oskar-Maria Freckenhagen völlig ausreichten und es keiner weiteren bedurfte. Die wichtigeren Teile ihrer Rollen probten sie lieber bei uns, obwohl die Oper Erfurt groß genug ist, um unliebsamen Begegnungen aus dem Weg



zu gehen, besonders in der spielfreien Zeit im Sommer. Wegen der arbeitete das Ensemble überhaupt schon so früh auf der großen Bühne und nicht in dem Probengebäude außerhalb.

„Na gut“, hatte Swantje zugegeben, „es ist ja auch toll, wenn sich jemand in seiner Rolle prima auskennt.“

Seit wir zusammen sind, weiß ich, dass die meisten Gesangstalente, wenn es sich um Bühnenaufgaben handelt, mehr über die eigene Rolle wissen wollen, als im Textbuch steht. Allerdings ventilieren nicht viele so gerne ihr Wissen wie der Herr Kammersänger.

„Der Freckenhagen“, hatte Swantje gesagt, „der hat die Rolle seines Lebens gefunden. Solange er noch einigermaßen passabel singen kann, passt er. Der lebt den Lerchenau und er wird wohl auch als Ochs sterben. Vielleicht sogar noch im Kostüm. Zuzutrauen wäre es ihm.“

Dass es ausgerechnet an diesem verregneten Sonntagmorgen im Spätsommer geschehen würde, damit hatte niemand rechnen können. Auch ich nicht. Solche Vorahnungen stehen nicht im Jobprofil für verbeamtetes Kriminalpersonal, und selbst mein Dienstvorgesetzter erwartet es nicht von mir. Wer ich bin? Gestatten, Rogener. Karin Rogener, Kriminalhauptkommissarin bei der Landespolizeiinspektion Gotha, vormals Dienort Eisenach, dann für eine Ermittlung ausgeliehen an die Arnstädter Polizeistation. Nach der Pensionierung eines dortigen Kollegen bin ich dann als Dauerleihgabe geblieben.

Ob ich dort bis zum Altersruhegehalt ausharren werde? Mit inzwischen 42 Lebensjahren habe ich wohl noch ausreichend Muße, um das zu entscheiden. Das Thema Zeit spielt für mich allerdings bei meinem Ausleihstatus eine wichtige Rolle: Als Arnstädterin wohne ich am Dienort und muss nicht erst rund sechzig Kilometer fahren, bevor ich mit der Arbeit beginnen kann. Mit dem hiesigen Dienststellenleiter bin ich so weit im Reinen. Er findet es

sogar amüsant, dass ich in meiner Freizeit als Statistin an der Oper Erfurt auftrete, besonders, weil ich ihm so diskret Eintrittskarten verschaffen kann, wenn ihm wieder einmal nichts einfällt zum Hochzeitstag. Aber heute saß ich weder als Hobbystatistin noch dienstlich im Opernfoyer. Seit einem unerfreulichen Erlebnis mit einem übergriffigen Fan war es der Meinigen lieber, wenn ich sie begleitete zu Veranstaltungen, die mit einem Meet & Greet enden sollten.

„Manchmal fehlt mir einfach die Geduld für all das Lächeln und Nicken und Eitelkeiten-Hätscheln. All dieses Eichen-Eichen, Muhchen-Kuhchen, das sollte wirklich extra kosten.“

War es die Geduld, die Kraft oder schlicht Lust auf das hundertste Foto mit unordentlichem Haar und müdem Gesicht? Ganz gleich, wie Sie das nennen wollen, was allenfalls in haushaltsüblichen Mengen im Angebot war, in solchen Situationen, wenn sich jemand komplett festquasselte, war nach ein paar Minuten mein Einsatz. Dringend dreinschauen, „Wir müssen, leider“ sagen und mit meinem lieben Schwan unter dem Arm die Flatter machen. Gelegentlich genoss ich die neidischen Blicke sogar.

Endlich dankte die Pressesprecherin allen Sponsoren sowie dem Publikum und lud ins Theatercafé ein. Swantje lächelte, streichelte Egos und war auch sonst ihrem Ruf entsprechend verbindlich-charmant, bis ich wie verabredet eine halbe Stunde später vielsagend auf die Uhr tippte.

Der Herr Baron war immer noch ganz in seinem Element. „Die Damen müssen wirklich schon?“, säuselte er. „Eine Partie, nun ja, sagen wir, Dame spielen?“ Er wackelte anzüglich mit den Augenbrauen und widmete sich dann mit abgespreiztem kleinen Finger wieder seinem Cocktailglas, in dem der orangefarbene Pegel bereits verdächtig niedrig war.

Swantje lächelte. „Hegt da jemand Primanerfantasien?“, raunte sie zurück. „Sie kennen sich doch aus in der Stadt, so als alter Erfurter. Gibt es sie noch, diese Ein-Euro-Kabinen hinter dem Bahnhof?“

Oskar-Maria Freckenhagen lächelte schief. „Touché, meine Beste“, murmelte er und wandte sich ab, wobei er nicht umhin konnte, die Neige aus seinem Glas einen Matinee-gast aufs Jackett zu tröpfeln.

„Na hörnse mal!“, empörte der sich. Paule Wetzkopf, unser Statistenführer, war zwar an Kummer gewöhnt, was Gaststars am Haus betraf, aber so etwas mochte er sich nun doch nicht bieten lassen.

Versöhnlich legte ihm der Kammersänger die Hand auf die Schulter. „Tschuldigen Sie“, er grinste schief, „die Damen haben mich abgelenkt.“ Schon zog er Paule zur Theke, hinter der ein Barkeeper gerade den Cocktailshaker klappern ließ.

Swantje schaute den beiden nach. „Ist das etwa der Vadian, da hinter der Theke?“

„Stimmt. Der hat im Sommer die Mixer-Challenge der Thüringer Bars gewonnen.“

„Dann hat er also noch ganz andere Talente, als Regisseure davon abzuhalten, Sänger fertigzumachen.“ Swantje lachte. „Willst du einen Cocktail?“

„So früh am Tag?“

„Na, er kann bestimmt auch alkoholfreie. Ich muss jetzt erst einmal aus dem Kostüm raus.“

Natürlich begleitete ich sie. Ich war froh, das Gedränge in dem doch eher engen Theatercafé hinter mir lassen zu können, und freute mich schon auf die Premierenfeier. Die findet traditionell auf der großen Bühne statt, die gleich nach dem Schlussvorhang bis auf die Hauptkulisen leergeräumt wird.

In der Garderobe wartete bereits die Ankleiderin, die den silberfarbenen Rokoko-Anzug auf seinem Bügel arrangierte.

„Wie versprochen, keine Flecken.“ Swantje reckte sich. „Wenn du schon am Sonntagvormittag arbeiten musst, Gerda ...“

Gerda Sägmeister, die Ankleiderin, lächelte. „Du doch auch. Danke schön. Das war so eine Schnaps... Na ja. Die haben sich bestimmt was dabei gedacht, euch alle in voller Montur ins Café zu schicken. Rotwein, Gulaschsuppe, Cocktails, Kaffee, was da alles passieren kann. Und garantiert passiert ist.“ Sie ging mit dem Kostüm über dem Arm auf den Flur hinaus, wo eine rollbare Garderobenstange bereitstand, ein großes Schild mit der Aufschrift „RosKav, Solo“ an beiden Enden.

Swantje sah ihr nach. „Die werden es noch früh genug merken. Ruhm ist jedenfalls nicht das Einzige, mit dem sich der Freckenhagen bekleckert hat.“ Sie stand auf. „Wartest du hier? Ich will die von der Maske nicht noch länger warten lassen.“

Eine gute Viertelstunde später sah sie deutlich blasser aus, nachdem keine Bühnenschminke mehr für einen natürlichen Teint im Scheinwerferlicht sorgen musste. Gerade wollte ich sie in den Arm nehmen, als das Haustelefon klingelte.

„Mittersand“, meldete sich die Meinige. „Ja“, sagte sie, „gut. Ich sag ihr Bescheid. Danke.“ Sie legte auf. „Das war Sigi. Er wollte es nicht über den Lautsprecher ...“

Sigi war hier am Haus als Inspizient zuständig für reibungslose Abläufe bei Vorstellungen und all den anderen Veranstaltungen. Wenn der etwas nicht über den Lautsprecher verkünden wollte, konnte das nichts Gutes bedeuten. Und so war es auch.

„Er bittet dich in die Garderobe vom Freckenhagen.“ Swantje setzte sich. „Der ist ...“, sie schluckte. „Tot. Tot ist er. So sieht es jedenfalls aus. Sagt Sigi.“

Verdammt, zwei Wochen vor der Premiere, dachte ich und griff nach dem Telefon. „Welche Nummer hat er?“

Swantje wusste es nicht. „Nimm die Pforte, die sollen dich verbinden. Dreimal die Eins.“

Nach einem kurzen Umweg hatte ich Sigi am Ohr.

„Ich habe die Polizei schon gerufen“, versicherte er mir. „Aber wenn du sowieso im Haus bist, denke ich, ist es am besten, dass du rübergehst. Ich kann hier noch nicht weg.“

„Die Polizei? Nicht einen Arzt?“

„Doktor Wachter ist schon dort. Er war bei der Matinee ...“

Üblicherweise kommt der Theaterarzt nur zu Vorstellungen ins Haus, doch da die Präsidentin des Fördervereins mit dem Inhaber einer allgemeinmedizinischen Praxis verheiratet ist und der seine Frau zu ihren Repräsentationsterminen zu begleiten pflegt ... Ein Fall theaterüblicher Vernetzung. Aber warum war die Polizei gerufen worden?

„Doktor Wachter ist auch der Hausarzt vom Freckenhagen. Zufälle gibt's.“ Sigi zögerte nur kurz. „Jedenfalls, da kam ihm was ausreichend merkwürdig vor. Also wollte er, dass die Polizei kommt. Aber bis die da ist, geh doch bitte mal rüber, nur um auf der sicheren Seite zu sein ...“

„Was machen wir denn jetzt? Ich will nicht, dass du allein hier hockst.“ Swantje sah immer noch blass aus. „Nicht, solange wir nicht wissen, was los ist.“

Natürlich kam sie mit, den Soloflur Damen entlang, an der Maske vorbei zum Soloflur Herren. Dort saß vor der ersten Tür einer der Ankleider. In den zitternden Händen drehte er einen Kaffeebecher mit dem Logo der Domfestspiele. Er sah auf. Sein Gesicht war aschfahl.

„Der Arzt ist noch drin. Aber sonst, hat Sigi gesagt, sonst soll niemand hinein ...“

„Genau“, sagte ich, „lassen wir die Tür erst einmal zu. Sie machen das schon richtig.“

Natürlich hatte ich keine Ahnung, ob dem wirklich so war, aber der Mann schien einen Schock zu haben.

In diesem Moment wurden Stimmen laut und Schritte kamen die Treppe herauf. Der Intendant höchstpersönlich führte die Polizei durch das Haus. Ich wollte schon nach meinem Dienstausweis kramen, aber die Kollegen vom Dauerdienst kannten mich, seit einer Begegnung bei den Domfestspielen vor ein paar Jahren. Sie versprachen dem Intendanten, später bei ihm im Büro vorbeizuschauen, wenn sie sich ein Bild von der Lage gemacht hätten. Er stand noch eine Weile unschlüssig auf dem Flur und ging dann endlich. Mir galt kollegiale Höflichkeit und ich durfte einen Blick durch die geöffnete Garderobentür werfen, hinter der Doktor Wachter sich gerade Notizen machte.